

Nützlich – handlich – gut Zu einer Landschaft der Macher

Stefan Laube

Verehrte Damen und Herren, liebe Mitglieder des Sauerländer Heimatbundes.

Besten Dank für die Einladung, ziemlich beeindruckend für mich, hier Einblicke in eine lebendige Vereinskultur zu gewinnen. Um die Frage meines Vorredners, Herrn Friedrichs aufzugreifen:

Wie komme ich dazu, das Buch Die Menschen und seine Dinge zu schreiben?

Vor allem mein inneres Verlangen stand da Pate, mich von Dingen unmittelbar ansprechen zu lassen, sind wir doch in unserer Kultur ziemlich textlastig geworden. Das, was schriftlich fixiert worden ist, ist sozusagen zur Goldwährung der Überlieferung und kulturgeschichtlichen Erkenntnis geworden. Dagegen wollte ich angehen, zumindest wollte ich die Reihenfolge umkehren. Die Dinge nicht als Bestätigung für Angelesenes zu nutzen, sondern vielmehr sich zunächst von ihnen ansprechen zu lassen. Also machte ich mich vor einigen Jahren in den kalten, dunklen Monaten mit einer Digitalkamera auf den Weg, um den Dingen, die in den Staatlichen Museen zu Berlin vereinigt sind, einen Besuch abzustatten. Von Vitrine zu Vitrine schreitend, nahm ich mir vor, die Exponate aus der Reserve zu locken. Vornehmlich wollte ich die Vorlesung, die ich beim Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität mit dem vollmundigen Titel „Weltsprache der Dinge“ angemeldet hatte, mit aussagekräftigem Material füllen. Stets galt es, Theorie und anschauliches Ding in eine fruchtbare Beziehung zu setzen: Theorie sollte mit Hilfe eines Dings konkret, das einzelne Ding wiederum auf anregende kulturgeschichtliche Erklärungsmodelle bezogen werden. Vorgedrängt haben sich jene Artefakte, über die sich Geschichten erzählen lassen. Dabei wurde mir immer bewusster: In der Neukombination von Objekten steckt ein ungehobener Deutungsschatz. Am Ende habe ich aus tausend Fotografien 64 Objekte ausgewählt, um an ihnen eine Geschichte der Zivilisation plastisch werden zu lassen. Genauer gesagt habe ich zu den Daseinsfragen der Menschheit sechzehn Vierergruppen (Quartette) gebildet. Daseinsfragen? Damit meine ich zum Beispiel das Verhältnis zwischen Tier und Mensch, die Erfahrung der Zeit, die Bedeutung von Ritualen und Mythen. Utensilien des Wohnens, Ankleidens und Essens kommen ebenso vor wie Dinge, die den Übergang zwischen Leben und Tod, zwischen Wahrnehmung und Bewusstseinsweiterung, Abstinenz und Ekstase und so manches andere mehr und all dies sollte sich mit Hilfe von Dinge aufschließen lassen (so meine Hoffnung, die sich durchaus bestätigt hat).

Hier nun in meinem heutigen Vortrag kann ich aus dem Reichtum der Museen und Heimatstuben des Hochsauerlandkreises schöpfen. Aber ich werde Ihnen nur ein einziges Quartett näher vorstellen, bezogen auf die Region, in der wir uns befinden – vom Faustkeil über eine Grubenlampe und ein Sensenblatt bis zu einer Holzschale. Ich habe ein Experiment vor. Ist es möglich über eine Handvoll Objekte zu vermitteln, was eine Landschaft und ihre Menschen eigentlich ausmacht? Meine These ist: Wir haben es hier mit einer Landschaft des Know-how zu tun, mit einer Region der Macher: eine Entwicklungslinie, die man von zweckmäßig abgeschlagenen Brocken der Steinzeitmenschen bis zu hochgradig spezialisierten Produkten zahlreicher mittelständischer

ZUM AUTOR

Unseren Referenten, **PD Dr. Stefan Laube**, Berlin haben wir in Ausgabe 3/2025, S.26 vorgestellt. Kontakt: stefan.laube@hu-berlin.de

Unternehmen (Hidden Champions) ziehen kann, ihnen allen ist gemeinsam: In der Regel funktionieren sie wie eine Eins!

Warum gibt es Museen? Allein im Hochsauerlandkreis sind 38 museale Einrichtungen vereinigt, vom ambitionierten Sauerland-Museum in Arnsberg bis zu liebevoll komponierten Heimatstuben in schwer zugänglichen Tälern.

Hinter der Kategorie der Musealisierung verbergen sich Rettungsaktionen gegen den turbulenten Zeitgeist und technologischen Aufbruch. Diese Rettungsaktionen dauern im Grunde bis heute an. Seit dem Beginn der Industrialisierung baut Musealisierung Verständnisbrücken zwischen den Generationen. Sie ist der unermüdliche Versuch, die Veränderungen unserer Lebenswelt abzufedern, die Lücke zwischen dem, was man bisher erfahren hat, und dem, was man künftig erwartet, zu schließen – in der Beschleunigungsära von Globalisierung und Digitalisierung mehr als je zuvor. Auch unser Quartett aus Faustkeil, Grubenlampe, Sensenblatt und Holzschale möchte das Nicht-mehr-Gebräuchliche wieder ein wenig vertraut machen – und das uns heute Vertraute fremd, wohlthuend fremd, wie ich hoffe.

Quartett aus Faustkeil, Grubenlampe, Sensenblatt und Holzschale

Objekt 1: Allrounder aus Stein

Beginnen wir ganz früh – bei Stein und Steinzeit. Unsere instrumentelle Beziehung zum Stein ist so alt und eng, dass wir den Beginn der Menschheitsgeschichte Steinzeit genannt haben. Aber was heißt hier Beginn? Was man sich in unserer schnelllebigen Zeit kaum klarmacht: 99% der bisherigen Menschheitsgeschichte ist „Steinzeit“ gewesen, unterteilt in die deutlich mehr als eine Jahrmillion lange Altsteinzeit und in die deutlich kürzere Mittel- und Jungsteinzeit, riesige Zeiträume sind hier in Buchstaben gefasst, die wir uns eigentlich überhaupt nicht vorstellen können.

Aus der mittleren Steinzeit kann ich Ihnen nun einen ebenso schönen wie nützlichen Faustkeil vorstellen, den Urtyp des menschlichen Werkzeugs, gefunden im Hönnetal, genauer gesagt in der Balver Höhle, heute im Sauerland-Museum in Arnsberg ausgestellt.

In dieser Höhle wurden übrigens auch Knochen und Zähne von verendeten Höhlenbären, Mammuts, Panthern gefunden. Aber bleiben wir bei den Faustkeilen. Aus Geröllmaterial wurde durch gezieltes Abschlagen eine funktionsfähige Form erreicht. Spaltbares Gestein war während langer, langer Zeit unserer Entwicklungsgeschichte der zentrale Rohstoff für die Werkzeugherstellung. Hier im Sauerland kommt dabei besonders der Kieselschiefer ins Spiel.

Derartige Steinwerkzeuge haben sich problemlos über Millionen von Jahren erhalten. Es ist davon auszugehen, dass es aus Bambus



Faustkeil aus der Balver Höhle, gut 50.000 Jahre alt, Neanderthaler-Kultur Foto (2): Arnsberg, Sauerland-Museum

in Fernost oder anderen verderblichen Materialien woanders ebenfalls elabourierte Werkzeuge gegeben hat, über die wir aber nichts mehr wissen können. Steinwerkzeuge haben hingegen wie keine andere archäologische Fundgattung das Verhalten der frühen Menschen konserviert.

Ein guter Faustkeil ist ein Allrounder, er kann vieles: kratzen, schaben, bohren – und erstmals schneiden, fast wie ein Schweizer Taschenmesser. Die ersten identifizierbaren Steinwerkzeuge, jene des Homo habilis, wurden durch einfache Abschlüge hergestellt, was bereits eine außergewöhnliche kognitive Leistung darstellt. Jüngere Exemplare, wie das von Arnsberg, lassen ziemlich scharfe Schneidekanten erkennen, was eine gezielte Vorgehensweise und geschärfte Beobachtung voraussetzt.

Der Faustkeil ist das erste Ding, das den Menschen als planmäßig handelndes Wesen spiegelt, als denkendes und mithin kulturelles Wesen, der Aufgaben lösen kann, die er sich zuvor selbst gestellt hat. Wie kam es dazu? Die Evolution hat zwei verschiedene Wege eingeschlagen. Wie der Paläontologe Friedemann Schrenk an Funden in Ostafrika erkannt hat, gab es vor gut zwei Millionen Jahren zwei Typen von Hominiden, die auf das Problem, dass infolge zunehmender Trockenphasen die Früchte immer härtere Schalen aufwiesen, mit unterschiedlichen Lösungen reagierten. Die einen setzten auf ihr Gebiss. Dem „Paranthropus boisei“, nennen wie ihn lieber Nussknackermenschen, wuchsen im Laufe zahlreicher Generationen ausgeprägte Zähne. Die Rolle der Hand beschränkte sich bei ihm darauf, den Zähnen den zu bearbeitenden Gegenstand darzubieten. Der Homo rudolfensis hingegen hat das Werkzeug erfunden, zunächst grob abgeschlagene Steinbrocken, die gut in der Hand lagen, aus denen später differenzierte Faustkeile hervorgingen.

Voraussetzung dafür, die eigenen Hände bereits als Werkzeug sowie aus Ausgangspunkt für weitere Werkzeuge zu nutzen, ist der aufrechte Gang gewesen, was sich am Rande der tropischen Wälder Afrikas herausbildete. Nur auf zwei Beinen war es möglich, in den hohen Gräsern der Savanne den Überblick zu bewahren. Zugleich, und das ist essentiell, wurde die Hand frei.

Als herausgehobenes Tastorgan schafft die Hand eine unmittelbare Beziehung zu einem Gegenstand, sie erzeugt die Gewissheit, dass es ihn tatsächlich gibt. Die Hand erscheint bereits

ohne Werkzeug wie ein Werkzeug, so elaboriert ist sie gestaltet. Man vergleiche sie mit Tatze, Schnabel, Hörnern, Zähnen oder Schwanzflossen. Das Zerreißen und Zerschneiden, das die übrigen Säugetiere mit dem kräftigen Gebiss ausführen, wobei die äußersten Extremitäten allenfalls die Früchte oder Beute festhalten, wird beim Menschen Sache der Hände. Während das Mundwerkzeug im Gesicht entlastet wird, der Gesichtsschädel schrumpfen und das Hirnareal, das die Handbewegungen steuert, wachsen kann, entfaltet sich mit Hilfe von selber gestalteten Werkzeugen aus Erfahrung und vorausschauender Planung praktische Intelligenz. Zwischen der Nutzung des Werkzeugs und der Zunahme des Gehirns besteht eine Wechselbeziehung. Im Wort „begreifen“ wird dieser Zusammenhang heute noch deutlich.

Und auch bei unserem sauerländischen Exemplar sehen wir sofort, mit seinen relativ scharfen Kanten konnte man nun vor allem nun eines tun, was man mit seinen Zähnen und Fingernägeln nicht vermochte: Schneiden. Mit diesem Steinwerkzeug war es nun möglich, Tiere zu zerlegen, auch war es behilflich beim Hüttenbau und dem Zurechtschneiden der felligen Kleidung. So kam ein ständiger Prozess der Werkzeugherstellung durch Werkzeuge in Gang, der Grundstein für unsere Sachkultur war gelegt.

Wie alt dieser sauerländische Faustkeil ist, lässt sich nicht präzise sagen: 100 000 Jahre, vielleicht 50 000 – damit stammt er wohl aus einer Zeit, als Neandertaler zahlreiche Höhlen im Sauerland bewohnten. Neandertaler waren kräftige Eiszeitmenschen mit großem Gehirn, die Werkzeuge herstellten, Feuer nutzten und wohl auch Symbole verstanden. Heute geht man davon aus, dass ihr Verschwinden weniger an mangelnder Intelligenz lag als an Konkurrenz, Klima und ihrer geringen Zahl. Es ist erwiesen, dass aus der Verbindung von Neandertaler und Homo sapiens auch Nachkommen gezeugt worden sind, so dass ein Teil von ihnen genetisch bis heute in uns weiter lebt.

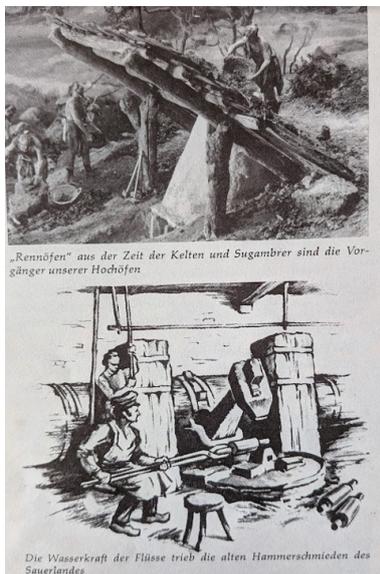
Übergang von Stein zu Erz

Schon damals, in der Zeit der Neandertaler, sah das südwestfälische Bergland in seiner Erhebungsstruktur etwa so aus wie heute. Wie im übrigen Rheinischen Schiefergebirge entstand es im Karbon, so heißt das Erdzeitalter vor 350 Millionen Jahren, als die Kontinente kollidierten, sich Meeresablagerungen auffalteten und sich zu Sandstein, Grauwacke, Schiefer, Kalkstein verfestigten.

Spalten im Gestein wurden durch Eisenerze gefüllt, abgeschieden aus aufsteigenden Lösungen. Mit der Zeit entstand ein Gefälle zur Westfälischen Bucht; Flüsse und Bäche schnitten Täler ins weichere Gestein, härtere Gesteine blieben als Höhenrücken stehen. „Sauerland“ kann „feuchtes, wasserreiches Land“ bedeuten; aus der Mundart lässt es sich auch als „Süderland“ verstehen – der südliche Teil des alten sächsischen Herzogtums.

Das Sauerland ist weniger ein idyllisches Arkadien als eine Landschaft aus engen Tälern, rauschenden Bächen und steilen, hartnäckigen Hängen. Wären frühe griechische Philosophen in dieser Region aufgewachsen, hätten sie vielleicht auch den Ursprung des Seins im Wasser verortet, wie bei Thales oder im Feuer, wie bei Heraklit. Besonders helle Köpfe hätten aber vielleicht sogleich den Mehrwert erkannt, die in der Verbindung dieser Elemente, eben von Wasser und Feuer mit Holz und Erz steckt – eine kluge Strategie kündigte sich an, den Alltag zu meistern. Es überrascht nicht, dass lokale

Legenden diese Denkweise spiegeln. Eine davon erzählt: Als Gott die Welt erschaffen hatte, formte er einen Menschen aus einer knorrigen Eiche, setzte ihn auf einen Hügel im Sauerland und hauchte ihm Leben ein. Der Mann öffnete die Augen, sah sich um, seufzte tief und fragte (auf Plattdeutsch): „Du leewe Gott – un wo steiht mein Fabriksken?“ [Lieber Gott – und wo ist meine kleine Fabrik?] Aber die Fabrik entstand nicht von selbst. Der Boden war karg, das Klima rau, die natürlichen Gegebenheiten bescheiden. Um hier zu überleben, musste man erfinden, sich anpassen, durchhalten – und aus wenig viel machen: Energie aus Wasser und Holz, Werkzeuge aus Erz und, nicht minder, aus Holz.



„Rennöfen“ aus der Zeit der Kelten und Sugambres sind die Vorgänger unserer Hochöfen
Die Wasserkraft der Flüsse trieb die alten Hammerschmiedes des Sauerlandes

Zeichnungen aus meinem Schulbuch, Anno 1975, Sachkunde/Heimatkunde

Was Berge des Sauerlandes besonders wertvoll machte, waren Erze, die an ihren Hängen zu Tage traten und sich vor allem in denselben befanden. Metalle haben die Menschen seit jeher fasziniert: Sie glänzen und klingen; sie sind fest und schwer, zugleich verformbar. ‚Metallschock‘ nennen Archäologen die Erfahrung, als der Mensch zum ersten Mal Metallen begegnete – vor vielleicht 8000 Jahren. Metalle unterschieden sich grundsätzlich von allem, womit der frühe Mensch zuvor umging: Man konnte den Werkstoff erhitzen, schmelzen, gießen – mit ungeahnten Möglichkeiten. Weltweit, und nicht zuletzt im Sauerland, wurde das praktisch erprobt. Es fing mit Kupfer und Zinn an, den Hauptbestandteilen für Bronze, man spricht ja auch von Bronzezeit. Die Lagerstätten von Kupfer und Zinn sind nun eher rar gesät, ganz anders verhält es sich bei Eisenerz. Archäologische Funde lassen keinen Zweifel zu, dass die Eisenerzförderung in unserer Region um 600 vor unserer Zeitrechnung einsetzt, vor allem im Siegerland, aber nicht nur dort.

Früh schon drehten sich im Hochsauerland die Räder der Förder-technik, qualmten die Meiler der Köhler, klapperten die Hämmer der Wassermühlen – ganz besonders entlang zweier Flüsse, die man, ohne zu übertreiben, als Schicksalsströme der Industrialisierungsgeschichte bezeichnen kann: Lenne und Ruhr, beide entspringen nur wenige Kilometer voneinander entfernt – dort, wo das Sauerland am höchsten ist, im Rothaargebirge.

Liegt doch das Sauerland, wie Ulrich Raulff unterstreicht, im Urstromtal der deutschen Industrialisierung, zahllos allein die Bäche und Flüsse, die in die Lenne fließen, zahllos die Hämmer und Wasserräder, die sie antrieben. Sie verarbeiteten das geförderte Erz zu Osemund, einem weichen Eisen, aus dem man allerlei Nützliches formte, allen voran Draht.

Ob nun Erz, Holz, Arbeitskraft und Erfindergeist – alles schien in diesem Landstrich reichlich vorhanden.



Buchcover

Aber diese Erze lagen nicht einfach so herum, man musste systematisch Bergbau betreiben. Spätestens seit den Forschungen von Wilfried Reininghaus wissen wir:

Das Sauerland – gemeint ist vor allem das kölnische Sauerland – ist eine „vorindustrielle Montanregion von eigenem Rang“. Im 16. und 17. Jahrhundert war der Montansector im Herzogtum Westfalen europaweit bekannt. Eine schöne Quelle dazu ist Franz Ernst Brückmanns Unterirdische Schatz-Cammer aller Königreiche und Länder (1724), denn was können wir daraus ableiten:

Unterirdische Schatz-Cammer aller Königreiche und Länder (1724), denn was können wir daraus ableiten:

- „Arensberg, ein Flecken/ hat Kupffer- und Antimonien-Erz/ auch viel Eisenstein) darin man gedtegen Gold findet.
- Bruns-Cappel, liegt im Cöllnischen Sauer Lande/ hat schöne Kupfer-Erke [...] die Gruben [...] heissen das grosse und kleine Himmelreich.
- Brilon, ein Stadtgen [...] die meiste Gruben geben allhter Silber/ Bley/ Kupffer und Eifen-Erh [...].
- Obren [...] hat ein uraltes reiches Kupffer Bergwerck [...].
- Meskede [...] hier brechen Kupfer/ Bley- und Eisen-Erge.“

Brückmann, Arzt und Naturforscher der frühen Aufklärung, der in Braunschweig und Wolfenbüttel praktizierte, verliert hingegen nur wenige Worte zur Grafschaft Mark: „Marck, eine Graffschafft/ hat viel Stein-Kohlen.“ Und das war’s! Um 1700 scheint in der Grafschaft Mark in montanistischer Hinsicht nicht allzu viel los gewesen zu sein. Das sollte sich im 18. und 19. Jahrhundert stark ändern. Aber um 1700: Kur-Cölln war der Grafschaft Mark in der Erschließung von Bodenschätzen weit voraus.

Welches sprechende Objekt kann ich Ihnen nur aus diesem Zusammenhang zeigen? Natürlich eines aus Eisen – ohne das die Förderung aus dem Untergrund von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre.

Objekt 2: Des Bergmanns Geleucht
Grubenlampe

Wer in die Welt des historischen Bergbaus eintaucht, stößt auf ein ernüchterndes Faktum: Im Berg ist es stockdunkel! Schwarz, eng, bedrückend war die Arbeitswelt des Bergmannes – einzig das kleine Licht der Lampe bot Orientierung, Sicherheit, einen Funken Hoffnung.

Im Besucherbergwerk Ramsbeck begegnet uns eine weit verbreitete bergmännische Leuchte: die „Froschlampe“ – ein unscheinbares, oft rußendes Öllämpchen, jahrhundertlang eines der wichtigsten Utensilien der Kumpel. Diese Grubenlampen bestanden aus einem robusten Metallgehäuse, Tragebügel oder Haken für Gürtel und Wand.

Wohl wegen ihrer gedrungene Gestalt setzte sich die Bezeichnung „Froschlampe“ durch; vielleicht auch, weil die Kröte im Volksglauben als Schatzhüterin und Sinnbild der Wachsamkeit galt. Technisch nicht allzu aufwändig, so war sie doch existenziell bedeutsam: Ohne sie wäre der Bergmann vollkommen hilflos, blind im Untergrund, Gefahren wie Absturz, Einsturz oder Ersticken ausgeliefert. Das kleine Licht wurde zum Symbol des Lebens im Dunkel. Auch kulturell hat dieses „helle Licht“ tiefe Spuren hinterlassen. Im Steigerlied, der Hymne der Bergleute, heißt es ja: *„Der Steiger kommt, und er hat sein helles Licht bei der Nacht schon angezünd't.“*

Licht mahnte auch zur Vorsicht, gerade im Kohlenbergbau, wo in größeren Tiefen explosive Gase auftraten. Die offene Flamme konnte schlagende Wetter entzünden – mit oft tödlichen Folgen. Aber nicht so sehr im Sauerland, wo ja keine Steinkohle gefördert wurde.

Froschlampen wurden eigens für den Untertagebau entwickelt und waren lange Zeit im Gebrauch, vom 16. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Jede Zeit und Region hatte ‚ihre‘ Frösche: es gab erzgebirgische, sauerländische, siegerländische, saarländische, harztypische.

Firmen wie Seippel in Dortmund und andere Schmieden stellten sie her und versahen ihre Frösche mit ihrem Markenzeichen. Inzwischen hat sich natürlich auch auf dem Feld der Leuchten der technologische Fortschritt etabliert:

Karbit-Gruben-Lampe – Benzin-Wetter-Lampe – Elektrische Grubenlampe – Kopflampe mit Akku

Umso erfreuter ist eine Museumsleiterin, wenn ihr heute eine historische Frosch-Lampe überreicht wird, wie vor einigen Jahren im Besucher-Bergwerk Ramsbeck geschehen. Der Frosch, den die Kuratorin Frederike Ihling liebevoll in der Hand hält, war übrigens in der Grube im Dörnberg (Gemeinde Bestwig) im Einsatz.



Auf einem Leder in den Untergrund mit offener Lichtquelle aus Georg Agricola, De Re Metallica Libri XII, 1556

Was kann man nun mit geförderten Erzen so anstellen bzw. herstellen? Alle möglichen mit einem Holzgriff versehenen Werkzeuge beispielsweise, die sie hier dekorativ an der Wand in einem Raum des Heimatmuseums Eversberg befestigt sehen. So waren in Eversberg, gar nicht weit von hier, zahlreiche Schmiede ansässig, die eng mit Bauern, Stellmachern und Zimmerleuten zusammenarbeiteten.

Objekt 3: Vom Erz zur Klinge
Sensenblatt

Auch kann man aus Erz ein Sensenblatt schmieden – ein für das Sauerland typisches, über Jahrhunderte unentbehrliches Werkzeug der Bauern – und ein Exportschlager!

Hier nun kann ich Ihnen ein Sensenblatt mit Tasche, Kauf- und Garantieschein sowie Landkarte für Pommern aus der Siedlinghauser Heimatstube bei Winterberg zeigen.

Die Sense – eine fein geschliffene Stahlklinge auf einem Holzstiel – scharf, fest, verlässlich, ist ein Gegenstand, der in Herstellung und in Gebrauch Geschick erfordert:

Der Schnitt war nie bloß mechanisch; er verlangte Rhythmus, Gefühl für Boden, Gras, Feuchtigkeit, lautloser als der Pflug, unscheinbarer als der Wagen, doch unverzichtbar für den Lebenskreislauf – beim Mähen der Wiesen, beim Futter fürs Vieh, bei der Feldvorbereitung. In der kollektiven Symbolik steht die Sense doppelt: für das nährenden Tun des Bauern – und für den „Schnitter Tod“, der durch die Zeit schreitend alle gleichmacht

Aber wo wurde die Klinge hergestellt? Wie sie sehen, trägt das Fabrikat den Namen „Feinste Hessco“ – ein Verweis auf die Firma Friedrich Karl Söhnchen, 1911 in Remscheid gegründet, also im Bergischen Land. Seit den 1950er-Jahren verlagerte sich das Unternehmen über Halver nach Breckerfeld – eher am Rand des Sauerlandes, zwischen Lüdenscheid und Radevormwald, aber voll im Zentrum der Eisen- und Kleineisenindustrie – genau das Umfeld für Messer, Klagen und eben auch Sensenblätter. Was übrigens nicht heißt, dass es im Sauerland nicht auch Betriebe gegeben hätte, die gute Sensenklingen hergestellt hätten. Ob nun weiße und blaue Sensen von der Enneper Straße oder auch vom Sophienhammer in Müschede; diese Produkte waren sehr begehrt, ihr Absatzgebiet reichte über Europa bis nach Russland.



Grubenlampe
Foto: ©Sauerländer Besucherbergwerk

Hier nun treten die sauerländischen Wanderhändler auf den Plan, denn ohne sie wären diese heiß begehrten Waren nicht in die Ferne gelangt.

Stellen Sie sich vor: Ein verschneiter Pfad im hohen Sauerland, Frost in der Luft. Ein Wanderhändler, beladen mit Eisenwaren – darunter das unscheinbare, unverzichtbare Sensenblatt. Viele Bauernsöhne – vor allem die jüngeren – mussten fort, weil die Höfe nicht für ihre Auskommen reichten. So entstand ein bewegtes Berufsbild: der Wanderhändler – immer unterwegs, mit Tasche und Ware. Jede verkaufte Klinge trug ein Stück Sauerland in die weite Welt. Wichtiges Transportmittel war die Kiepe – ein leichter, etwa ein Meter hoher Bretterkasten mit seitlichen Schubladen. Daher die Bezeichnungen „Kiepenkerle“, „Kastenmänner“. Mit der Spezialisierung auf Sensen und Sichel wurden die Kästen aufgegeben. Die Klingen steckte man in wasserdichtes Wachstuch, Leder oder gummiertes Leinen. Aufeinandergelegt ergab das ein längliches Paket, „Violine“ genannt, gleichsam wie ein Gewehr über die Schulter zu tragen. Diese Gegenstände verkörperten Qualität – und die Mobilität, Findigkeit, Geschäftstüchtigkeit der Wanderhändler.

Eisenwaren waren der zentrale Erwerbszweig der Sauerländer Wanderhändler. Bereits 1750 erschienen in den Verkaufsregistern der Firma Harkort in Hagen Wanderhändler aus Winterberg als Abnehmer von Sensen und Schneidmessern von Betrieben, die aus der Wasserkraft der Ennepe schöpften. Lange Zeit war es so, dass die Händler aus dem tiefsten Sauerland die Produzenten aufsuchten; später im Laufe des 19. Jahrhunderts kehrte sich die Sache um: Die Produzenten aus dem Märkischen und Bergischen, aus Norddeutschland, aus dem Rheinland machten den Händlern in deren Heimatorten ihr Aufwartung. Wichtigster ‚Messeort‘ war Winterberg, zur Jakobi-Kirmes am 25. Juli, wenn die meisten Handelsleute vor Ort waren.

Ende des 19. Jahrhunderts lagen viele Absatzgebiete im Norden, Osten, besonders in den ostelbischen Provinzen, kein Wunder also, dass hier der



Sauerländische Sensenhändler, fotografiert um 1910 in der Mark Brandenburg; sitzend Josef Leonard (1870-1932) aus Assinghausen, in der Mitte seine drei Brüder Johann, August und Heinrich, ganz links ein Händler aus Valme bei Böddefeld

Tasche eine Landkarte für Pommern beigelegt ist. Befreit von indigenen Rücksichtnahmen in ihrer Umgebung, ausgestattet mit einem eigenen Idiom (Schlausmen), mit dem sie sich untereinander verständigten, verkörperten sie in der Fremde den Typus des ‚ökonomischen Rationalisten‘ (und des subtilen Marktschreiers), wie es sich Max Weber nicht reiner hätte ausmalen können,

Anfang des 20. Jahrhunderts sollte das Fahrrad zum Transportmittel der Wahl werden – erschwinglich, bahntauglich, leicht zu fahren, vor allem in Nord-

deutschlands Ebenen. Mit dem Aufkommen der Mähmaschine (ab ca. 1920) sollte sich der Kundenkreis deutlich reduzieren.

Objekt 4: Alltagskultur in Holz Holzschale

Last but not least: eine gedrechselte Holzschale aus Düdinghausen bei Medebach, ausgestellt in der dortigen so genannten Pastorenscheune.

Holzlöffel, kleine Schaufeln, Holzteller, -näpfe und -schalen machten bis weit ins 19. Jahrhundert die Grundausrüstung des Hausrats auf dem Lande aus. Verwendet wurden Ahorn-, Buchen-, Birken- und Lindenholz. Die Holzschnitzerei war Winterarbeit – Nebenerwerb zur Landwirtschaft, die allein oft nicht genügte.

Das Sauerland war über Jahrhunderte eine Landschaft, in der Holz nicht nur Rohstoff, sondern Prägung war. Die schier unerschöpflichen Wälder speisten unterschiedliche Gewerke: Drechslerhandwerk, Löffelmacherei, Köhlerei. Kaum ein Tal ohne „Holzdreher“, der Gebrauchsgegenstände fertigte. Schalen, Löffel, Teller und andere Objekte bildeten eine regionale „Holzindustrie“ – lange bevor das Wort Industrie geläufig war.

Wald war vor allem Holzlieferant und wichtige Energiequelle. Ortschaften und Gewerbe siedelten sich für die Versorgung mit

Rohstoffen und Energie direkt in waldreichen Gebieten und an Flüssen an.

Erste Station der Holzbearbeitung war die Sägemühle, angetrieben vom Wasserrad. Der Holzverbrauch war enorm: Um eine

Tonne Eisen zu schmelzen, wurden circa 6

Tonnen Holzkohle benötigt, die wiederum aus fast 30 Tonnen Holz hergestellt wurde.

Das Sauerland sah damals ganz anders als heute, nachdem viele Jahrzehnte



Ein Sensenblatt mit passender Tasche, Kauf- und Garantieschein und eine Landkarte des Wanderhändlers aus Siedlinghausen bei Winterberg (Siedlinghauser Heimatstube)

der Renaturierung und Wiederaufforstung ins Land gegangen sind. Seriöse Schätzungen gehen davon aus, dass um 1850 nur noch 3 % der Gesamtfläche in Deutschland von Wald bedeckt waren und nicht gut 30 % wie heutzutage. Viele hiesige Hügelkuppen mussten damals ziemlich kahl gewesen. Gut, dass es damals im benachbarten Ruhrgebiet zur epochalen Förderung von Steinkohle kam, so dass man keine Holzkohle mehr brauchte und sich der Wald erholen konnte. Die damals verbreitete Waldromantik war Folge der Tatsache, dass der Wald damals zunehmend von der Bildfläche verschwand, ein Mechanismus konnten greifen, der auch bei der Musealisierung immer wieder eine Rolle spielen wird, doch dazu gleich noch ein paar Wort mehr.

Bei Holz verband sich Praktisches mit Symbolischem. Metall war kostbar und nicht in jedem Haushalt verfügbar, Keramik zerbrach leicht; Holz war robust, formbar. Dinge aus Holz wurden zu alltäglichen Begleitern, nahmen die Handwärme an, setzten Patina an – sie alterten mit ihren Besitzern.

Knapp außerhalb des Hochsauerlandkreises, im Wittgensteiner Land schon, liegt Girkhausen, eine Metropole der Holzlöffelherstellung. Auch hier lebte man in den Sommermonaten von den mehr oder weniger kargen Erträgen der Landwirtschaft, teilweise von der Köhlerei, später arbeiteten die Männer die Woche über im Sauerland als Bauhandwerker. Während der langen und strengen Winterzeit ruhte natürlich auch dort die Bautätigkeit und die Girkhäuser Männer suchten notgedrungen auch für den Winter Verdienstmöglichkeiten. Die Lösung war die Herstellung von Gebrauchtgegenständen aus Holz, die bereits seit 1531 dokumentiert ist. Noch um 1900 gab es in Girkhausen fast in jedem Haus eine Drehbank oder einen "Löffelstock". Das Löffelschnitzen war an sich eine Nebentätigkeit der Schüsseldreher. Löffel entstanden aus dem Abfallholz von Rohlingen, die das Schüsseldrehen übriggelassen hat.

Heute können dort im festlichen Rahmen ausgewählte Honoratioren alljährlich ihr Löffel-Diplom ablegen, ein lokales Medienereignis in der Zeit zwischen den Jahren.

Mensch und Löffel gehören zusammen. Lange Zeit führten Menschen, zunächst aus Holz, später aus Metall, ihren Löffel mit sich herum. Er galt als persönlicher Besitz, den man bei Einladungen mitzubringen hatte. Starb der Besitzer, 'gab man den Löffel ab', wie es im Volksmund heißt, er wurde im wahrsten Sinne des Wortes ab- und weiter gegeben. Denn: Gut gefüllte Besteckkästen in den Haushalten waren lange Zeit unvorstellbar. Und zu teuer wären sie auch gewesen.

Sehr schön, dass mir Frau Lührs, verantwortlich für die Museumslandschaft des Hochsauerlandkreises, nun eine Schale aus Düdinghausen zur Verfügung gestellt hat (als ich sie vor Wochen bat, mir aus dem Fundus der Museen des Hochsauerlandes, nützliche und handliche Gegenstände zu zeigen).

Denn: Was bliebe den Museen zu zeigen, wenn es die Gattung der Gefäße nicht gäbe? Becher, Tassen, Flaschen, Kannen, Krüge, Kelche, Schalen, Schüsseln, Töpfe, Pokale, Gläser – in unzähligen Gestaltungen und Größen.

Der Variationsbreite scheinen keine Grenzen gesetzt: von griechischen Vasen mit heroischen Bildsujets über Ming-Schalen aus China und bauchige Kalebassen aus Afrika bis zu Porzellantassen. Allen gemeinsam ist der Hohlraum im Inneren, der Inhalt fasst und von der Außenwelt trennt. Die Schale ist ein archetypisches Ding, deren Form aus der Geste schöpfender Hände abgeleitet scheint. Über Jahrtausende blieb sie nahezu unverändert – ent-



Gedrechselte Holzschale, Düdinghausen, PastorenScheune

Gefäße: die Ding-Gattung Nummer Eins in Museen | Die Dinge des Lebens / Das Leben der Dinge | Ausstellungsinstallation: Wolfgang Scheppe | Dresden, Staatliche Kunstsammlungen

sprechend der gleichbleibenden Funktion: bergen und bereitstellen.

Unter allen Lebewesen ist der Mensch wohl die einzige Spezies, die Gefäße hervorgebracht hat. Löwen mit Trinkflaschen wurden bislang nicht gesichtet. Anders die frühen Menschen: Sobald Nahrung knapp wurde zog man in wasserärmere Gebiete – dorthin, wo mehr Großwild zu erlegen war. Sogleich war die Frage der Versorgung aufgeworfen. Zunächst dienten Schläuche aus Tierhäuten als Behälter. Bald aber ging es darum, Verderb zu verhindern. Luftdurchlässige Behälter wie Körbe halfen – hielten jedoch keine Flüssigkeiten. Erst als es gelang, aus Lehm und Wasser Gefäße zu formen und zu brennen, entstanden Töpfe, die luftdurchlässig genug waren, um Gärung zu ermöglichen – Milch zu Butter und Käse, Gerste zu Bier –, und zugleich dicht genug, Flüssigkeiten zu halten. In stabilen Tonbehältern blieb Essen frisch; Mäuse hatten keine Chance. Mit Töpfen änderte sich die Ernährung selbst – erst im Topf konnte man kochen.

Heute nimmt man an, dass die ersten Tongefäße in Japan durch die Jomon-Kultur gefertigt wurden, vor vielleicht 15 000 Jahren. Lange galt Töpferei als Folge der Sesshaftigkeit; heute wissen wir, dass die ersten Keramiken entstanden, als Menschen noch zogen und Großwild jagten. Aber die Schale ist eigentlich viel, viel älter, kann doch jeder Mensch seine Hände zu einer Schale formen.

Damit bin ich zeitlich schon fast wieder beim Anfang angelangt. So schließt sich der Kreis oder:

Mein Quartett ist komplett!

Vier Dinge aus einer Landschaft, zerfurcht von zahlreichen Flüssen und Bächen!

Einmal mehr zeigt sich: Die Entwicklung der Menschheit spiegelt sich in der Herstellung und Gestaltung von Dingen. Mit Hilfe von Alltagsgegenständen richtet sich der Mensch in der Welt ein. Wenn Dinge im Sauerland nützlich, handlich und gut sein sollten, dann waren vor allem aus Holz und Eisen.

Ist es nicht so, dass ihre innige Betrachtung bisweilen mehr zu Tage fördern kann als so manches Wort? Unabhängig von Beschriftung und Kontext entfalten diese Exponate durch ihre Präsenz Wirkung und Bedeutung. Ihr Aussehen ist Ausdruck menschlicher Gestaltung; ihre Oberfläche zeigt Spuren menschlichen Umgangs. Und sie verkörpern das, was aus meiner Sicht im Sauerland vor allem steckt: eine Modellregion des Know-hows – eine Hochburg zur Herstellung vor allem kleinteiliger Objekte, die den Alltag funktional bereichern.

Niemand braucht heute einen Faustkeil mehr, niemand eine Grubenlampe; auch Sensenblatt und Holzschale sind heute überflüssig geworden. Oder um mit Krzysztof Pomian, dem Doyen der Museumsgeschichte und Sammlungstheorie zu sprechen: Lokomotiven und Eisenbahnwagen in Eisenbahnmuseen transportieren keine Reisenden mehr; Schwerter, Kanonen, Gewehre in Armeemuseen dienen nicht mehr zum Töten.

Auch die Bergbau-Werkzeuge an einer Wand des Heimatmuseums Eversberg braucht heutzutage niemand mehr, aber gerade weil sie nicht mehr genutzt werden, können sie ihre kulturgeschichtliche Bedeutung entfalten, man muss sie aber aufheben, sie pflegen, zugleich nach geeigneten Kontexten und anschaulichen

Geschichten suchen. Das macht den Reiz von Museen aus.

Museen konstruieren in der Regel eine andere Realität als jene, der sie ihre Entstehung verdanken. In Dauerausstellungen werden ferne Welten und versunkene Kulturen reanimiert. Das Museum erzeugt eine produktive Kluft – prädestiniert für überraschende Zugänge, quer zu den Routinen der Jetztzeit und Außenwelt. Und so haben Museumsbesuche Konjunktur. Wussten Sie eigentlich, dass im Jahr ungefähr so viele Museumsbesuche registriert werden, wie Deutschland Einwohner hat!? Und dass es deutlich mehr Museumsbesuche als Fußballstadionbesuche gibt!? In einer Zeit, in der Menschen immer mehr Stunden im virtuellen Raum vor Screens verbringen, zieht es ihn zugleich immer mehr zu den Originalen, deren Aura sich im Sog der digitalen Bilderflut nicht verflüchtigt, sondern – ganz im Gegenteil – verdichtet hat. Dinge im Museum sprechen uns buchstäblich an; sie lösen Emotionen, Staunen, Neugier aus. Dinge übernehmen die Rolle von Zeugen, die bei Ereignissen der Vergangenheit „dabei waren“ und davon Kunde geben. Die Aura der Dinge, die Fetischisierung des Exponats – von nicht wenigen früher als Vehikel des Irrationalismus gebrandmarkt

– ist zum Bedürfnis jeder Ausstellung von heute geworden.

Man braucht nur ein, zwei Museen besucht zu haben, die im Museumsverbund des Hochsauerlandkreises vereinigt sind, rasch bekommt man eine andere Sicht auf die Region. Wenn wir heute vom industriellen Erbe Deutschlands sprechen, denken viele zuerst an das Ruhrgebiet – an Kohle, Stahl, Chemie. In Wahrheit war diese Region ein Spätzünder. Die eigentliche Wiege der mitteleuropäischen Eisenverarbeitung liegt weiter südlich und westlich – im Sauerland. In den Tälern von Lenne, Ruhr mit ihren zahlreichen Nebenflüssen und Bächen hämmerten und walzten Menschen lange, bevor in Essen oder Duisburg die Hochöfen glühten. Das Sauerland war wohl nie ein Land, in dem Milch und Honig flossen. Aber es war – und ist – ein Land, in dem Menschen wissen, wie man nützliche Dinge herstellt, die funktionieren. Ein echtes Land der Macher.

Eine ‚mesopotamische‘ Landschaft also, ganz im eigentlichen Sinn: ein Land zwischen den Flüssen: nicht zwischen Euphrat und Tigris, sondern zwischen Ruhr und Lenne. Wie einst dort, so ist auch hier eine Zivilisation entstanden, die bemerkenswert ist. ❖



Literaturhinweise

- André Leroi-Gourhan, Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst. Übersetzt von Michael Bischoff, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988 (frz. Orig. 1965).
- Friedemann Schrenk, Die Frühzeit des Menschen. Der Weg zum Homo sapiens, München: Beck, 2008.
- Hansjörg Küster: Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, München: Beck, 1998.
- Harms. Nordrhein-Westfalen in Karte, Bild und Wort. Umwelt- und Sachkunde, München: List, 1974.
- Karsten Porezag, Des Bergmanns offenes Geleucht. Unschlitllampen, Öllampen, Kerzenlampen. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage, Essen: Glückauf, 1982.
- Peter Höher, Die Welt überschaubar machen: Aspekte der Fremdheit, dargestellt am Beispiel der Sauerländer Wanderhändler, in: Andreas Kuntz/Beatrix Pfeleiderer (Hrsg.), Fremdheit und Migration (Lebensformen 2), Berlin: Reimer, 1987, S. 33-50.
- Stefan Laube: Der mensch und seine Dinge. Eine Geschichte der Zivilisation, erzählt von 64 Objekten, München: Hanser, 2021 (zum Faustkeil: S. 28-34).
- Stefani Konstanti, Die Region Sauerland und ihre Darstellung im Museum. Eine volkskundliche Studie zum Hochsauerlandkreis (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie), Münster: Waxmann, 1998.
- Ulrich Raulff, Sauerland als Lebensform. (Essay und Archiv. Schriftenreihe des Historischen Archivs Krupp 1), Münster: Aschendorff, 2021.
- Wilfried Reininghaus/Reinhard Köhne, Berg-, Hütten- und Hammerwerke im Herzogtum Westfalen im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, (geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung. Wirtschafts- und Sozialgeschichtliche Gruppe 18), Münster: Aschendorff, 2008.